

Zweierlei Maß

„Wenn es um Tiere geht, leiden wir unter moralischer Schizophrenie“, schreiben Gary L. Francione und Anna Charlton. Sie sind Jura-professoren und gehören zu den prominentesten Tierrechtlern weltweit. „Klinische Schizophrenie umfasst wahnhaftes Denken. Unser moralisches Denken in Bezug auf Tiere ist buchstäblich wahnhaft“, bekräftigen sie.¹ Mit „wir“ und „uns“ meinen die Autoren Menschen, die Tierprodukte konsumieren, obwohl es dafür keinerlei Grund gebe. Der Konsum von Fleisch und anderen tierlichen Erzeugnissen sei purer Luxus, und um puren Luxus willen dürfe man empfindungsfähigen Lebewesen nichts antun.² „Auf der einen Seite behaupten wir, dass wir Tierleid ernst nehmen und unnötiges Leid als moralisch falsch betrachten. Auf der anderen Seite lassen sich die allermeisten Formen der Tiernutzung (...) in keinem schlüssigen Sinne als ‚notwendig‘ bezeichnen.“³ Die Autoren versuchen, das Laienpublikum mit leicht verständlichen Worten davon zu überzeugen, dass Veganismus Pflicht ist, sofern Tiere überhaupt etwas bedeuten.⁴ Gleich zu Beginn ihres Buches unterstellen sie, dass „wir alle“ Michael Vick seien. Vick ist ein prominenter Football-Spieler, der überführt wurde, illegale Hundekämpfe organisiert zu haben. Er rechtfertigte sich mit dem Unterhaltungswert dieser Kämpfe. „Wir“ seien auch nicht besser als Vick, da „wir“ (also die anderen) Tiere als Eigentum betrachteten und deren milliardenfaches Leid zu unseren Zwecken billigend in Kauf nähmen. Jeder, der Tierprodukte nutze, sei genauso grausam wie Vick. Die Anklage ist heftig, aber in dieser Heftigkeit ein typisches Element der tierrechtlichen und -befreierischen Literatur. Bei der Frage jedoch, was genau den Luxus vom Notwendigen trennt, oszillieren ethische Vegetarier zwischen einem asketischen und einem hedonistischen Maßstab. Bei allen Nichtvegetariern wird das nackte

1 Gary L. Francione/Anna Charlton, *Essen als Engagement*, Göttingen 2015, Kap. 1.

2 Hier haben wir wieder das „Standardargument für den Vegetarismus“ vor uns. In der tierethischen Literatur wird es geradezu gebetsmühlenhaft wiederholt.

3 Gary L. Francione, „Empfindungsfähigkeit, ernst genommen“, in: Schmitz, *Tierethik*, S. 159.

4 Francione/Charlton, *Essen als Engagement*, Einführung.

Überleben als Maßstab angesetzt, bei sich selbst das Wohlfühl in der eigenen, sehr weiträumigen Komfortzone.

Eine schwerwiegende Diagnose wie „Schizophrenie“ lässt sich nicht leicht begründen. Francione erläutert: „Viele von uns, die mit Tieren zusammenleben, betrachten sie als Familienmitglieder. Und doch drehen wir uns um und stecken unsere Gabel in Tiere, die sich nicht nennenswert von jenen unterscheiden, die wir lieben.“¹ Die meisten Menschen haben damit jedoch gar keine Probleme und werden nicht massenweise in psychiatrische Kliniken eingewiesen. Auch in vergangenen Zeiten fand kaum jemand etwas dabei, Tiere zu hätscheln und dieselben Tiere schließlich zu schlachten. „Schoßtierhaftigkeit ist nie ein eigenständiger Bestimmungsgrund für Eßgewohnheiten“, meint der Ethnologe Marvin Harris.² Für ethische Vegetarier sind aber alle Menschen seit Anbeginn der Zeiten gewissermaßen verrückt, und nur sie selber sind geistig intakt. Auf den Gedanken, dass mit ihnen vielleicht etwas nicht stimmen könnte, kommen sie selbstverständlich nicht. Im Gegenteil, ihre Attitüde ist der Grundstein für ganze akademische Sparten wie Tierethik, Psychologie der Tier-Mensch-Beziehung, Human-Animal-Studies.

In einem Comic über Tierethik – so etwas gibt es inzwischen auch – steht ganz zu Beginn Folgendes: „Unser Verhältnis zu Tieren ist vor allem eins: ambivalent. Wir lieben und umsorgen unsere Haustiere, betrauern das Schicksal rumänischer Straßenhunde, setzen uns für die letzten Tiger ein und bringen unseren Kindern bei, keine Tiere zu quälen, nicht einmal Insekten. Gleichzeitig ‚entsorgen‘ wir in Deutschland im Jahr rund 50 Millionen Abfallküken und schlachten genauso viele Schweine.“³ Darunter ist ein Cartoon zu sehen, in dem ein Junge einen Hund tritt. Der Hund wurde vor einer Metzgerei angeleint, die im Schaufenster einen Schweinekopf zeigt. Eine Passantin mit angeleintem Hündchen sagt zum Jungen: „Man

1 Francione, „Empfindungsfähigkeit, ernst genommen“, in: Schmitz, *Tierethik*, S. 159.

2 Marvin Harris, *Wohlgeschmack und Widerwillen*, Stuttgart 1989, S. 192.

3 Julia Kockel/Oliver Hahn, *Tierethik. Der Comic zur Debatte*, Paderborn 2017, S. 6.

tritt keine Hunde!“ Inwiefern hier eine Ambivalenz oder überhaupt irgendein Zusammenhang vorliegen soll, wird nicht erläutert. Die in Philosophie graduierte Autorin sieht keinen Klärungsbedarf. Beim Psychologen Hal Herzog taucht „unser paradoxes Verhältnis zu Tieren“ bereits im Untertitel seines Buches „Wir streicheln und wir essen sie“ auf.¹ Seine Kollegin und vegane Aktivistin Melanie Joy sekundiert: „Mit der einen Hand essen wir einen Burger, während wir mit der anderen unseren Hund streicheln. In unserem Kulturkreis lieben zum Beispiel viele Menschen Hunde und behandeln sie teilweise wie Familienmitglieder. Aber wir essen Schweine und tragen die Haut von Kühen. Dabei sind Schweine und Kühe mindestens genauso intelligent wie Hunde und haben die gleiche Fähigkeit, Emotionen und Leid zu erleben. Dieser Widerspruch ist den meisten überhaupt nicht bewusst.“² Man könnte noch unzählige gleichlautende Bemerkungen von Ethikern und Psychologen zitieren.

Doch woher wollen diese Leute eigentlich wissen, wie mein Verhältnis zu Tieren ist? Meine Beziehung zu Tieren ist so frei von jeglichem Widerspruch, dass Tierrechtler dagegen wie gespaltene Persönlichkeiten wirken. Ich habe dafür aber von ethischen Vegetariern noch nie lobende Worte bekommen, sondern werde von ihnen als Unmensch beschimpft. Es geht ihnen also nicht um Widerspruchsfreiheit als solche, sondern darum, vermeintliche Widersprüche in ihrem Sinn aufzulösen. Man kann aber ohne jede Paradoxie die eigenen Haustiere verhätscheln, sich um rumänische Straßenhunde sorgen, für bedrohte Tierarten spenden und zugleich in Kenntnis der beschriebenen Praxen Schweinefleisch und Eier verspeisen. Es kommt immer darauf an, welche Prinzipien Personen jeweils anleiten. Die Comic-Autorin versteht nicht einmal den Unterschied zwischen Tier- und Artenschutz. In letzterem geht es nicht darum, Individuen vor dem unangenehmen Tod zu bewahren, sondern die Art zu erhalten. Artenschutz schließt ein individuelles Lebensrecht für

1 Hal Herzog, *Wir streicheln und wir essen sie*, München 2012.

2 Melanie Joy, „„Humaner Fleischkonsum‘: ein PR-Manöver der Fleischindustrie“, in: *Süddeutsche Zeitung* online, 21. Februar 2013.

Tiere aus. Warum sollte dann die Nutz- oder Heimtierhaltung ein solches einschließen? Umgekehrt wird ein Schuh draus: Wer sich für bedrohte Tierarten einsetzt, nimmt den überaus qualvollen Tod der Individuen billigend in Kauf. Denn Wildtiere sterben, wie weiter unten erläutert wird, einen weit unangenehmeren Tod als Nutztiere.¹ Was ist also widersprüchlich daran, dass er den Tod von Nutztieren ebenfalls in Kauf nimmt, um sich von ihnen zu ernähren? Nichts. Unabhängig von der Falschbehauptung, die Eintagsküken wären Abfall und würden „entsorgt“,² ist nicht ersichtlich, was an der Tötung von Eintagsküken oder Schweinen nach vorheriger Betäubung Tierquälerei sein soll. Denn das unterstellt die Autorin ja. Die verbreitete Maxime Äsops (um 550 v. Chr.) „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz“ steht nicht im Gegensatz zu den beschriebenen Handlungen. Sie schließt sogar ein, dass man Tiere unter bestimmten Voraussetzungen Leid und Schaden zufügen darf. Genauso steht es auch im Tierschutzgesetz. Das mag man verurteilen – ein Widerspruch ist es jedoch nicht.

Geradezu peinlich ist der erläuternde Cartoon. Die Dame mit dem Hündchen ermahnt den Jungen, keine Hunde zu treten. Im Schau- fenster sieht man aber einen Schweinekopf. Wenn der Junge also die Ermahnung ernst nimmt, tritt er künftig keine Hunde mehr. Sein Umgang mit Schweinen muss sich jedoch nicht ändern. Der Cartoon enthält keinen Hinweis zur Frage, ob man Hunde oder Schweine zum

1 Vgl. Oscar Horta, „Debunking the Idyllic View of Natural Processes“, in: *Telos*, 17 (2010) 1, S. 73–90.

2 „Was in diesem Zusammenhang nie gesagt wird: Alle getöteten Küken werden sinnvoll genutzt und nicht einfach entsorgt. Sie werden als hochwertige Nahrung in NABU- und Tierschutz-Auffang- und Rehabilitationsstationen für Eulen, Greifvögel, Störche, Reiher, Fischotter usw. und in zoologischen Gärten sowie privater Tierhaltung (Greifvögel, Eulen, Schlangen und andere Echsen, Katzenfutter, Frettchenfutter u. a.) verwendet.“ Sylvia Urbaniak, „Gedanken zum Kükensched- dern“, in: Weblog *Greifvogelhilfe*, 5. Januar 2019. Vgl. auch Nadine Henke, „Kükentöten bleibt weiterhin erlaubt“, in: Weblog *Brokser Sauen*, 14. Juni 2019. Ferner gibt es noch immer das unsinnige Tiermehlverbot (vgl. Pollmer u. a., *Wer hat das Rind zur Sau gemacht?* Reinbek bei Hamburg 2012, S. 152–172). Man könnte die Küken auch zu Tiermehl verarbeiten und an Schweine oder Hühner verfüttern, was eine sehr sinnvolle Verwendung wäre (vgl. Udo Pollmer/Georg Keckl/ Klaus Alfs, *Don't Go Veggie!*, Stuttgart 2015, Kap. 14). Schweine und Hühner fressen gerne die eigenen Artgenossen. Kannibalismus ist im Tierreich allgemeiner Standard. Wem das grausam oder zynisch vorkommt, sollte seinen Vorwurf auch in diese Worte fassen. Denn widersprüchlich oder schizopren ist das alles nicht. Es ist ja gerade die scheinbar gnadenlose Konsequenz, die den vom Bambi-Syndrom Befallenen daran so furchtbar erscheint.

menschlichen Verzehr töten darf. Hal Herzog schildert Mensch-Tier-Konstellationen, die durchaus als widersprüchlich bezeichnet werden können, aber nichts Weltbewegendes aussagen. Ich würde vieles schlicht als kurios bezeichnen. Wer „unser“ derzeitiges Verhältnis zu Tieren reflektiert, könnte auch zu dem Schluss kommen, dass es vor allem durch allgemeine Sentimentalität verunklart wird. Sentimentalität ist jedoch keine Tugend, sondern eine Form narzissistischer Selbstbespiegelung, die das Objekt bloß als Mittel zu diesem Zweck missbraucht. „Die Sentimentalisierung und ‚Kitschifizierung‘ von Heimtieren mag vielen als Inbegriff der Gutherzigkeit erscheinen“, mahnt Roger Scruton. „In Wirklichkeit ist es sehr oft das Gegenteil: (...) eine Art, sich ein unschuldiges Opfer für seine simulierte Liebe zu suchen (...) und dabei eine Haltung der Herzlosigkeit zu festigen.“¹

Auf diesen Aspekt gehen wir später noch ein. Halten wir hier schon einmal Folgendes fest: Veganer sind nicht zum Verzicht auf Blumenkohl oder Veggieburger verpflichtet, wenn sie Geranien auf dem Balkon haben und ihnen Gute-Nacht-Lieder singen. Das von ihnen als Schizophrenie beschriebene Handeln stände ohne weitere Erläuterungen nur dann im Widerspruch zu den eigenen moralischen Normen, wenn man davon ausginge, dass eine Person entweder zum Veganismus verpflichtet ist, sobald sie irgend ein Tier knuddelt, oder sich mit dem Genuss von Fleisch dazu verpflichtet, keine Tiere zu hätscheln. Ohne diese abwegige Grundannahme gibt es den behaupteten Widerspruch ebenso wenig, wie es ein Widerspruch ist, dass man diesen Menschen zum Geschlechtspartner und jenen zum Geschäftspartner wählt oder dieses Tier zum Hausgenossen und jenes zur Hausmannskost macht. „Wenn ich einer Frau treu bin, begehe ich ein Unrecht an allen anderen“, meint Don Giovanni, der Verführer aus Mozarts gleichnamiger Oper. Man mag ihm seine Untreue vorwerfen, aber man kann nicht behaupten, dass er sich selbst widerspricht, wenn er versucht, möglichst viele Frauen zu

1 Roger Scruton, *Animal Rights and Wrongs*, London 2000, S. 86. Übersetzung von mir.

beglücken. Im Gegenteil: Er handelt streng nach seiner selbst gewählten moralischen Maxime. Das Gleiche gilt zum Beispiel für einen Menschen, der einen anderen tötet und sagt, dieser habe es verdient. Wenn er die Maxime hat: „Du sollst niemanden töten, außer jenen, die es verdienen“, kann man ihn kaum der Schizophrenie bezichtigen. Dass Schwein und Hund vergleichbar intelligent oder „sozial“ sind, ist in diesem Zusammenhang irrelevant. Wer Hunde verzärtelt, muss nicht mit Kraken unter Wasser Gassi gehen, bloß weil diese ebenfalls intelligent sind. Er muss auch keine Ameisen oder Bienen kraulen, weil man sie als „soziale Tiere“ bezeichnet. Wenn man sein eigenes Knuddeltier ungern töten lässt, hat man sich noch lange nicht auf ein universales Tötungsverbot für „ähnliche Tiere“ verpflichtet. Und als Familienmitglied kann man alles Mögliche bezeichnen: „Sonntagabend war der Deal perfekt und Horst ab sofort unser neues vier- bzw. sechsrädriges Familienmitglied.“¹ So wird auf der Internet-Seite „Abenteuer unterwegs“ die Anschaffung eines zum Wohnmobil umgebauten Transportwagens beschrieben. Viele Menschen bauen liebevolle Beziehungen zu ihren Fortbewegungsmitteln auf, geben ihnen Kosenamen und betrachten sie als Teil der Familie. Menschen trauern öffentlich um eine Kathedrale namens Notre-Dame de Paris.² Trauern kann man streng genommen aber nur um etwas, wozu man vorher eine „libidinöse Bindung“ hatte, wie Sigmund Freud sich ausdrückt.³ Millionen Menschen weltweit lieben Notre-Dame nun einmal. Das bedeutet aber nicht, dass sie schizophren sind, wenn sie den Abriss anderer Gebäude befürworten.

Das Kuschtierdrama

Was nun „unsere“ Liebe zu den Hunden angeht, so war diese hierzulande noch bis vor Kurzem keineswegs mit einem Speisetabu verbun-

1 Nima Ashoff, „Das Projekt ‚Horst‘ – vom Traum zum Plan“, in: Weblog *Abenteuer unterwegs*, 24. September 2014.

2 Vgl. „Trauer um Notre-Dame“, in: *Welt online*, 16. April 2019.

3 Vgl. Sigmund Freud, *Trauer und Melancholie*, in: Ders., Studienausgabe, Bd. 3, Frankfurt am Main 1994, S. 193–212.

den. „Der Verzehr von Hunden war in manchen Regionen Deutschlands bis vor weniger als einhundert Jahren noch üblich“, schreibt der Tierpathologie Professor Achim Gruber. „Zwischen 1904 und 1924 wurden in München, Chemnitz und Breslau insgesamt 42 400 Hunde geschlachtet und verspeist. Die Fleischbeschau von Hundekörpern durch Tierärzte war, wie die von anderen Schlachttieren, per Verordnung geregelt. Und wir sprechen hier von deutschen Essgewohnheiten, nicht von manchen asiatischen Kulturen, wo auch heute noch Hunde verspeist werden. Erst 1986 wurde bei uns die Hundeschlachtung zur Fleischgewinnung per Gesetz verboten.“¹ In der Schweiz ist die Hundeschlachtung bis heute erlaubt. Bis Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts galt Hundefleisch dort als Delikatesse. Und auch heute dürfte in ländlichen Regionen so mancher Hund im Kochtopf landen.² Wer im Internet nachsieht, wird schnell auf eine Reihe Rezepte stoßen. In Tirol preist sich zum Beispiel ein Betrieb, der Hunde der Rasse Alano mästet und schlachtet, folgendermaßen an: „Die Fütterung unserer Alanos ist uns ein besonderes Anliegen, unsere Tiere werden nur mit hochwertigem Tierfutter direkt von unserem Hof gefüttert. So wissen wir, was reinkommt, um Ihnen auch garantieren zu können, dass etwas Exzellentes dabei rauskommt.“³

Es gibt im Übrigen auch in unserem Kulturkreis eine Vielzahl Menschen, die Hunde oder Katzen ablehnen, ja geradezu hassen, und Heimtiere im Allgemeinen nicht mögen. Zwar hat „Kot & Köter – Die Zeitschrift für den Deutschen Hundefeind“⁴ eine nicht annähernd so hohe Auflage wie ein Buch des populären Hundetrainers Martin Rütter. Doch die Angst vor Hunden ist weit verbreitet, was bei landesweit mehreren zehntausend Bissverletzungen jährlich auch nicht weiter verwundert.⁵ Hal Herzog berichtet, dass laut Studien einer von zehn US-amerikanischen Erwachsenen Angst vor Hunden hat. Nach

1 Gruber, *Das Kuschtierdrama*, Kap. „Angeklagt“.

2 Vgl. „Auch in der Schweiz wird Hund gegessen“, in: *Blick* online, 26. März 2015.

3 „Willkommen beim Alanohof“, in: Website *Alanohof Tirol*. Orthographie von mir korrigiert.

4 Vgl. Website *Kot & Köter*.

5 Vgl. Karin Rothe/Michael Tsokos/Werner Handrick, „Animal and Human Bite Wounds“, in: *Deutsches Ärzteblatt International*, 112 (2015) 25, S. 433–443.

nächtlichem Lärm sind Hunde die häufigste Ursache für Konflikte mit Nachbarn. „In einem typischen Jahr werden 4,5 Millionen Amerikaner von Hunden gebissen und zwei Dutzend Menschen, meistens Kinder, werden von Hunden getötet.“¹ Viele Menschen fühlen sich durch das rücksichtslose Verhalten von Hundebesitzern gestört. Landwirte versuchen vergeblich, der Hundepilage auf ihren Feldern und Weiden Herr zu werden. Die Besitzer lassen ihre Lieblinge frei auf den landwirtschaftlichen Nutzflächen herumlaufen und dort ihr mit Parasiten sowie Keimen belastetes Geschäft erledigen. Dies kann erhebliche negative Auswirkungen sowohl auf die angebauten Feldfrüchte als auch auf die Nutztiere haben, die belastetes Futter fressen. Bei Rindern kommt es zum Beispiel häufig zu Fehl- und Totgeburten.² In Kitzbühel hat ein Landwirt wegen der Hunde einen beliebten Wanderweg gesperrt. „Die Menschen haben einfach kein Gespür mehr, was meins und deins ist. Sie glauben, dass die Felder neben den Wegen Parkanlagen sind“, rechtfertigt sich der Eigentümer des Forsts, durch den der Weg führt.³ „Unser“ Verhältnis zu Hunden ist also keineswegs so homogen freundlich, wie es die tierrechtlichen Schizophrenie-Fachleute unterstellen.

Gruber berichtet von mehreren Studien über das Verhältnis von Hundehaltern zu ihren „Lieblingen“. Dabei kam heraus, dass Defektzuchten wie Bulldoggen, Möpse, französische Bulldoggen, Chihuahuas, Pekinesen und andere beständig leidende Rassen gerade wegen dieser Leiden bevorzugt werden. „So bauten die Besitzer der leidenden Defektzuchten eine wesentlich engere emotionale Bindung zu ihren Schützlingen auf als die Besitzer der gesünderen, weniger betreuungsintensiven Rassen.“⁴ Es ist aber nicht nur das gezüchtete kindliche Aussehen dieser Rassen, das eine stärkere emotionale Bindung herstellt, sondern „gerade die

1 Herzog, *Wir streicheln und wir essen sie*, S. 18.

2 Vgl. Landvolk Pressedienst, „Hundekot gehört nicht auf landwirtschaftliche Flächen“, in: *agrarheute* online, 23. Mai 2016.

3 Zit. nach Harald Angerer, „Verbot auf Wanderweg: Hunde und ihre Besitzer müssen draußen bleiben“, in: *Tiroler Tageszeitung* online, 22. Mai 2019.

4 Gruber, *Kuscheltierdrama*, Kap. „Kindchenschema und paradoxes Helfersyndrom“.

Kränklichkeit der Tiere und die daraus resultierende Pflegebedürftigkeit und das Mitleid“.¹ Gruber sieht hier zu Recht Parallelen zum Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom, wo enge Angehörige bewusst krank gemacht werden, damit die verursachende Person sich selbst als besonders fürsorglich und liebevoll präsentieren kann. „Ihr habt mir zu grausame Augen und blickt lüstern nach Leidenden“, lässt Friedrich Nietzsche seinen Zarathustra sagen. „Hat sich nicht eure Wollust verkleidet und heißt sich Mitleiden?“² Erinnern wir uns an das Zitat von Roger Scruton, finden wir in der Heimtierhaltung reichhaltige Belege dafür, dass die Sentimentalität auf einer sehr hartherzigen Haltung gegenüber den emotional missbrauchten Objekten beruht.

Wenn ethische Vegetarier also fordern, dass die Menschen Nutztiere auf gleiche Weise lieb haben sollen wie ihre Heimtiere, kann man im Interesse der Nutztiere nur hoffen, dass sie von derlei „Liebe“ verschont bleiben. Der Trend zur privaten Haltung von Mini- und Hängebauchschweinen lässt ähnliche Dramen befürchten, wie sie bei den defekt gezüchteten Mode-Hunden an der Tagesordnung sind. Ganz zu schweigen davon, was Millionen Meeresschweinchen, Kaninchen, Hamster und andere niedlich aussehende Tiere in den Fängen ihrer Eigentümer durchleiden müssen, weil sie wie „Ersatzmenschen“ (Marvin Harris)³ behandelt werden. Man kann jeden Tag auf Bürgersteigen und in Parks beobachten, wie die Leute mit ihren Hunden umspringen. Die ratlosen Tiere werden angeschrien, bekommen Predigten gehalten, sind Objekte von Stimmungsschwankungen, müssen für die Defizite ihrer Besitzer büßen und Ähnliches. Solche Besitzer behandeln ihre Hunde tatsächlich so, wie sie auch ihre Lebenspartner behandeln. Letztere können sich aber normalerweise besser wehren. Und was zum Teil auf „Gnadenhöfen“ oder „Lebenshöfen“ vorgeht,

1 Ebd.

2 Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, in: Ders., *Werke in sechs Bänden*, Bd. 3, München 1980, S. 318.

3 Vgl. Harris, *Wohlgeschmack und Widerwillen*, S. 213.

möchte man auch nicht unbedingt wissen. Hilal Sezgin betreibt einen solchen in der Lüneburger Heide. In ihrem Buch „Artgerecht ist nur die Freiheit“ schildert sie, wie sie um das Leben der Henne Keira kämpft. Das Tier muss sich dank solcher „Fürsorge“ tagelang quälen, bis es schließlich doch per Spritze in den Hühnerhimmel befördert wird.¹ „Man kann Hühnern nur raten, Gnadenhöfe zu meiden“,² meint der Journalist Eckhard Fuhr dazu. Solche Einrichtungen werden von ethischen Vegetariern regelmäßig als Ideal einer herrschaftsfreien Tier-Mensch-Beziehung gefeiert. Doch diese Einrichtungen geraten oft ins Visier der Veterinärämter und müssen dann wegen unhaltbarer Zustände geschlossen werden.³ Zwar hielt es sogar der „anthropozentrische“ Immanuel Kant (1724–1804) für die Pflicht des Menschen gegen sich selbst, alten Nutztieren Dankbarkeit entgegenzubringen,⁴ was man als Pflicht zum Gnadenbrot interpretieren könnte. Dies war aber wohl nur für ausgewählte Exemplare gedacht, die den Besitzern über einen langen Zeitraum Nutzen gebracht hatten. Tierrechtler wie Sezgin wollen aber Nutztiere einfach wie Schoßtiere hätscheln. Schon Upton Sinclair bezeichnete es als „süßliche Sentimentalität“ („mawkish sentimentality“), eine Kuh alt und klapprig werden zu lassen, anstatt sie für das menschliche Wohlbefinden zu schlachten.⁵

Angesichts der Sachkunde, Sorgfalt und Hingabe, mit der viele Menschen ihre Autos, Motorräder, Gartengeräte, Uhren, Elektroisenbahnen und ähnliche Gegenstände pflegen, ist überhaupt nicht ersichtlich, warum es besser sein soll, Tiere wie Menschen statt wie Maschinen zu behandeln. Fachkundige Landwirte sind allemal die bessere Wahl als überspannte Fachfremde. Viehhalter können trotz aller Behauptungen der ethischen Vegetarier ihre

1 Sezgin, *Artgerecht ist nur die Freiheit*, S. 123f.

2 Eckhard Fuhr, „Wer Tierrechte will, bahnt der Euthanasie den Weg“, in: *Welt online*, 30. Januar 2014.

3 Vgl. Pollmer u. a., *Don't Go Veggie!*, Kap. 39.

4 Vgl. Immanuel Kant, *Die Metaphysik der Sitten*, in: Ders., *Werke in zehn Bänden*, Bd. 7, Darmstadt 1983, S. 579.

5 Vgl. Sinclair, *Fasting Cure*, S. 88.

Tiere sehr wohl ohne Selbstwiderspruch lieb haben. „Auch in psychologischer Hinsicht scheint mir zwischen einer wohlwollenden und fürsorglichen Einstellung zum Tier, solange es lebt, und dessen schließlicher [sic!] Tötung zu fremden Zwecken (zumindest dann, wenn diese einigermaßen gewichtig sind) keine affektive Dissonanz zu bestehen“, schreibt Dieter Birnbacher.¹ Es fällt den Viehhaltern vielleicht bisweilen schwer, ihre Tiere zum Schlachter zu geben. Doch in der Brust der Menschen wohnen häufig zwei oder mehr Seelen. „Tiere kennen keine gemischten Gefühle.“² Es ist jedoch typisch menschlich, vor affektiv besetzten Alternativen zu stehen und sich entscheiden zu müssen. Wenn es nach den Tierrechtlern ginge, wären alle normal entwickelten Menschen gesplattene oder multiple Persönlichkeiten im klinischen Sinn, weil sie die Fähigkeit besitzen, Gründe abzuwägen und auch gegen ihre Neigungen entscheiden zu können.

Dass man Schoßtiere hält, ohne sie später zu verzehren oder anderweitig zu nutzen, ist historisch betrachtet eher selten vorgekommen. Diese Praxis wurde in der Vergangenheit auch nicht aus moralischen Gründen gepflegt, sondern um sich vom gemeinen Volk abzusetzen. „Im 17. Jahrhundert“, schreibt der Ethnologe Marvin Harris, „trugen Damen, die mit der Mode gingen, kleine Hündchen am Busen, saßen mit ihnen bei Tisch und fütterten sie mit Süßigkeiten. Die gewöhnlichen Leute hingegen konnten sich solche Tiere nicht leisten, wenn diese nicht gleichzeitig Schutz-, Jagd-, und Hütefunktionen erfüllten oder Ratten und Mäuse fingen. Mit dem Aufkommen handeltreibender bzw. kapitalistischer Klassen wurde deshalb das Halten gehätschelter Tiere zu einem wichtigen Zeichen dafür, dass man nicht mehr zu den gemeinen Leuten gehörte.“³ Inzwischen können sich aber auch „einfache Leute“ Heimtiere zum Verhätscheln leisten. Wer ihnen gegenüber heute

1 Dieter Birnbacher, „Lässt sich die Tötung von Tieren rechtfertigen?“, in: Ursula Wolf (Hg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 227.

2 Temple Grandin, *Ich sehe die Welt wie ein frohes Tier*, Berlin 2005, S. 98–101.

3 Harris, *Wohlgeschmack und Widerwillen*, S. 206.

als höhere Sorte Mensch gelten will, verhätschelt eben demonstrativ die Tiere, die noch immer bloß als Nutztiere angesehen werden, schreibt Bücher wider die „moralische Schizophrenie“ und betreibt „Lebenshöfe“.

Luxus

Den Konsum von Tierprodukten für unmoralisch zu erklären, da Tierprodukte nicht zum Überleben notwendig seien, ist ein klassisches Totschlagargument. Schlichtweg alles, was nicht dem unmittelbaren Überleben dient, kann als Luxus definiert und diskreditiert werden. Warum Wein trinken, wenn man auch Wasser trinken kann? Warum mit dem Auto fahren, wenn man auch zu Fuß gehen kann? Warum zwei Nieren behalten, wenn man doch eine spenden könnte? Warum Vitamin-B12-Tabletten schlucken, wenn man auch Leberwurst essen kann? Warum Tierethik betreiben, wenn man auch vegane Landwirtschaft betreiben könnte? Selbst den Verzicht kann man als Luxusphänomen deuten. „Die Finanzierung von Bapus Armut verschlingt eine Menge Geld“, meinte einmal eine Mitarbeiterin Mahatma Gandhis (genannt „Bapu“) über dessen aufwendig asketischen Lebensstil. Zum Beispiel reiste er mit dem Zug stets Dritter Klasse, sodass extra für ihn immer ein Dritte-Klasse-Waggon zur Verfügung stehen musste.¹ Mit solchen Argumenten kommt man normalerweise nicht weit. Wer das menschliche Leben auf das Überlebensnotwendige eindampft, raubt ihm damit das spezifisch Menschliche, nämlich die Zivilisation als solche. Wäre das bloße Überleben der Maßstab, wäre man auf eine sehr asketische Lebensweise jenseits der Zivilisation verpflichtet.² Davon kann aber gerade bei den lautstärksten Vertretern des ethischen Vegetarismus keine Rede sein. Im Gegenteil: Ethischer Vegetarismus ist zumindest in westli-

1 Vgl. Arthur Koestler, „Mahatma Gandhi – der Yogi und der Kommissar“, in: Ders., *Die Armut der Psychologie*, Frankfurt am Main 1989, S. 159–166.

2 Vgl. Tibor R. Machan, *Putting Humans First*, Lanham, Maryland, 2004, S. 26–29.